

hin die Norm war, wie nicht zuletzt Gisela Bock, Angelika Schaser oder Karen Offen in ihren Arbeiten betont haben. Letztlich gilt die Frage der Angemessenheit der Parameter sogar für die Frage der angenommenen Widersprüchlichkeiten zwischen »linken« und »rechten« Positionen. Aus der Sicht Schirmachers war ihr Leben keineswegs von Widersprüchen gezeichnet, es führte stringent vom Engagement für Frauenfragen über das für Deutschland zu dem für ihre Herkunftsstadt Danzig im speziellen, wie es auch die Autorinnen betonen. Vielleicht liegt der Fehler in der heutigen Annahme, dass radikales Engagement für Frauen »links« und »progressiv« sein muss. Gerade Schirmachers Leben zeigt, dass sie für sich und Frauen radikale Gleichberechtigung fordern, aber gleichzeitig auch völkisch sein kann, dass sie gleichzeitig international, aber auch sehr national sein kann. Es ist kein zwingender Widerspruch, wenn man sich für Gleichheit mit Männern radikal einsetzt, sonst aber andere radikale oder – wie die Autorinnen es umschreiben – »prekäre politische Haltungen teilt«. Vielleicht ist »radikal« generell der gemeinsame Nenner für das Verständnis Schirmachers. Vermutlich ist das, was wir aus ihrer Biografie lernen können, dass wir unsere bisherigen Schemata und Parameter neu überdenken müssen, weil sie so vielen in der Frauenbewegung verorteten Frauen doch nicht ganz gerecht werden. Denn sie wurden an dem Leben von nur einigen Frauen erprobt, die damit gleichzeitig zur Norm erklärt wurden.

Letztlich können wir den Autorinnen nur dankbar sein, weil sie mit dieser Biografie zeigen, dass Käthe Schirmacher, egal wie man ihre Leistungen und ihren Lebensweg beurteilen möchte, die Frauenbewegung in Deutschland stark geprägt hat und diese daher wesentlich reicher und vielfältiger war, als bisher

definiert. Das bedeutet aber auch eine deutliche Öffnung der Forschungsgegenstände nach rechts und eine Eingruppierung der völkischen oder konservativen Frauenbewegung jeder Art in die Frauengeschichtsforschung. Und es bedeutet, sensibel für die Existenz und das Tätigwerden vieler anderer Protagonistinnen zu sein, die aus dem Kanon der Forschung gelöscht worden sind und noch auf eine kritische Würdigung warten.

Marion Röwekamp (Berlin)

Civil War in Central Europe 1918-1921

Jochen Böhler, *Civil War in Central Europe 1918-1921. The Reconstruction of Poland*, Oxford/New York (Oxford University Press) 2018, 234 S., 12 Abb., 2 Karten, 35 £

Dass moderne Nationsbildung ohne physische Gewalt kaum denkbar ist, gehört zu den grundlegenden Bestandteilen unseres Wissens über die jüngere europäische Geschichte. In letzter Zeit haben zahlreiche Studien mit Blick auf die Nachfolgestaaten der am Ende des Ersten Weltkrieges zerfallenen multinationalen Imperien noch einmal deutlich gemacht, wie stark auch die moderne Nationalstaatsbildung in Ostmitteleuropa zu dieser Zeit von Gewalt geprägt war. Die neueren Forschungen zeigen, wie häufig auch diejenigen, die auf der Seite der Sieger standen und die Sympathien der Entente-Mächte genossen, nach 1918 gewalttätige Praktiken als legitime Mittel der Staatsbildung betrachteten.

Jochen Böhlers Buch veranschaulicht dies eindrucksvoll am Beispiel Polens, dessen Staatsbildung nach 1918 im ganzen ostmitteleuropäischen Raum wahrscheinlich die konfliktreichste war. Umgeben von feindlichen Staaten, mit

einem Grenzraum, in dem ethnische Zuschreibungen fließend waren, aufgebaut auf den Trümmern von drei zerfallenen Großreichen und dominiert von einer ländlich geprägten Gesellschaft, befand sich Polen in den ersten drei Nachkriegsjahren durchgängig in militärischen Auseinandersetzungen mit seinen Nachbarn. Wie Böhler ausführlich nachweist, hatten diese Konflikte den Charakter von Bürgerkriegen. Böhler wertet eine beeindruckende Menge polnisch-, deutsch- und englischsprachiger Literatur aus: Sein Buch ist das erste Werk, dass die in der Geschichtsschreibung bisher voneinander getrennt beschriebenen Grenzkriege Polens zwischen 1918 und 1921 unter einem interpretativen Dach zusammenzubringen versucht.

Der eigentlichen Analyse der Grenzkonflikte stellt Böhler eine umfangreiche Darstellung der Vorgeschichte voran, die gut ein Drittel des gesamten Textes einnimmt. Böhler zeigt, wie die Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts drei unterschiedliche politische und soziale Rahmen für die moderne polnische Nationsbildung schufen und zugleich drei unterschiedliche Erfahrungen des Ersten Weltkrieges hervorbrachten. Wie stark die polnische Staatsbildung darüber hinaus durch die Lagerbildung der politischen Eliten belastet war, verdeutlicht Böhler an dem bekannten Konflikt zwischen der Nationaldemokratie (*Endecja*) unter der Führung Roman Dmowskis und den polnischen Sozialisten unter Piłsudski. Auch wenn Böhler einige neuere Arbeiten erwähnt, die die politischen und persönlichen Antagonismen zwischen den beiden politischen Führungspersonlichkeiten Polens relativieren, betont er doch durchgehend, wie stark sich ihre Vorstellungen eines zukünftigen polnischen Staates unterschieden.

Das erste Drittel des Buches bietet also den mit ostmitteleuropäischer Ge-

schichte vertrauten Leser*innen weniger neue Erkenntnisse und Thesen als eine Zusammenfassung der bestehenden Literatur zur neueren polnischen Geschichte. Einigen der darin skizzierten Linien folgt Böhler dann konsequent in den weiteren Kapiteln. Das Buch kann daher in vielerlei Hinsicht nicht nur als eine Spezialmonographie, sondern auch als eine kompakte Einführung in die moderne polnische Geschichte gesehen und als solche in der Lehre benutzt werden. Vor allem im englischsprachigen Raum, auf den das Werk in erster Reihe abzielt, könnte dies zu einer breiteren Rezeption des Buches beitragen.

Böhlers zentrale These ist, dass Polen sich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren in einem Bürgerkrieg befand, der sich an seinen Rändern abspielte. Dem weitverbreiteten Verständnis von Bürgerkrieg als einem Krieg innerhalb eines Staates setzt Böhler in Anlehnung an David Armitage die Kategorie der eigenen Erfahrung der Akteure entgegen. Diese wüssten – so Armitage – viel eher, dass sie sich in einem Bürgerkrieg befinden, als dies von der Außenwelt wahrgenommen werde. Böhler konzentriert sich dementsprechend auf die sich in Tagebüchern und Memoiren widerspiegelnde Erfahrung verschiedener Teilnehmer der polnischen Grenzkriege, um zu zeigen, dass diese in vielen Fällen als Kriege gegen ehemalige Mitbürger und lokale Nachbarn verstanden wurden. Im Zuge dieser Konflikte, die von der früheren Geschichtsschreibung meist nur als Kriege um die entstehenden Grenzen gesehen wurden, habe sich die ethnisch-nationale Zugehörigkeit zu einem entscheidenden, kaum mehr rückgängig zu machenden Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Nachbarn entwickelt.

Böhler geht dabei von der neuesten Nationalismusforschung aus, die den Zusammenhang von militärischen Aus-

einandersetzungen und moderner Nationsbildung betont und annimmt, dass nationale Identitäten oft gerade in bewaffneten Konflikten ausgebildet und verschärft werden. Die von Böhler durchgeführte Auswertung einer Reihe von Tagebüchern und Memoiren von verschiedensten zivilen sowie militärischen Teilnehmenden der Kriege bestätigt diese These. Böhler verdeutlicht, wie die vier Jahre der Kriegsnot und die folgenden Grenzkonflikte die lokale Bevölkerung radikalisiert und zunehmend zu Selbst- und Fremdzuschreibungen von Ethnizität bewegt hatte – ein Prozess, der im Kontext der Konflikte nach 1918 zur Eskalation der Gewalt beitrug.

Der Text geht konsequent allen Schauplätzen der Nachkriegsgewalt nach, vom polnisch-deutschen Konflikt in Großpolen und dann in Oberschlesien über den kurzen Krieg mit der Tschechoslowakei um das Teschener Gebiet bis zu den größeren Konflikten um die staatliche Zugehörigkeit von Teilen des Baltikums, von Bielarus und der Ukraine. Vor allem der Verlauf des Polnisch-Sowjetischen Krieges von 1920 dient Böhler als Beispiel dafür, dass feste nationale Identitäten bei der vielsprachigen und multireligiösen Bevölkerung des vom neuen polnischen Staat beanspruchten Gebietes zunächst nur sehr begrenzt ausgeprägt waren, fast nur in großen Städten und unter gebildeten Eliten. Große Aufmerksamkeit widmet der Autor auch der Gewalt gegen Juden, die vor allem im Osten zur polnischen Nationsbildung untrennbar dazu gehörte, und deren Ausmaß schon damals internationale Empörung hervorrief.

Civil War in Central Europe ist allerdings keine dezidiert erfahrungsgeschichtliche Studie, vielmehr geht Böhler in vielen Passagen auch ausführlich der politischen und militärischen Geschichte nach. Man erfährt viel über die Formie-

rung der polnischen Armee, über deren Führung oder die strategische Planung von deren Operationen, über die verschiedenen paramilitärischen Gruppierungen, die hinter zahlreichen Gewalttaten gegen die zivile Bevölkerung standen, oder auch über die politische Arena des neuen Staates. Die Erzählung stellt oft den polnischen Staat mit seinen sich formierenden Streitkräften ins Zentrum und die dichte Argumentation wird stellenweise noch durch ereignisgeschichtliche Exkurse ergänzt, die auf den ersten Blick mit der Umdeutung der polnischen Grenzkriege zwischen 1918 und 1921 zu einem Bürgerkrieg, die Böhler sich vorgenommen hat, nicht direkt zusammenhängen.

Diese Passagen bringen jenen wahrscheinlich wenig Neues, die mit polnischer Geschichte vertraut sind. Das Buch zielt aber deutlich über den Kreis der Polen- oder Ostmitteleuropaexpert*innen hinaus und macht die komplizierte Geschichte der Region unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg auch Leser*innen ohne umfängliches Vorwissen zugänglich. Insgesamt hat Jochen Böhler also ein Buch geschrieben, das das bestehende Wissen ansprechend zusammenfasst, mit einer neuen Interpretation bereichert und seinen Gegenstand in einer auch für Laien geeigneten Form präsentiert. Vor allem im englischsprachigen Raum wird das Buch wohl schnell zu einem Standardwerk über die Geschichte Polens im 20. Jahrhundert werden. Die parallel erschienene polnische Fassung des Buches wird sicherlich auch der polnischen Debatte über die Gründung und den Charakter der zweiten Republik neue Anstöße geben.

Rudolf Kučera (Prag)